

Auf Hoffnung gebaut

Projensdorfer Strasse 41, Kiel Ende der sechziger Jahre: Ein Viertel voll ambitionierter Akademiker, kleinbürgerlicher Beamter und Gaststudenten. Das große Miteinander ist heute Geschichte. 15. Folge der Serie, in der ZEIT-Autoren die Straße ihrer Kindheit besuchen Von Susanne Gaschke

Mein Lieblingsplatz ist weg. Das war der große Stumpf eines gefälltten Kastanienbaumes, in dessen Wurzelwinkeln Unkraut wuchs: eine Dschungelheimat für kleine Figuren, die ich dort in Hütten aus sorgfältig zurechtgebrochenen Stöckchen hausen ließ. Mit meinen Schlümpfen hatte ich von Anfang an Hierarchieprobleme: Ich bekam zuerst einen König geschenkt, mit aufgemaltem Hermelinmantel, und selbstverständlich wurde er der Chef der anderen Schlümpfe – bis ich aus den Comics über die blauen Zwerge erfuhr, dass eigentlich der »Große Schlumpf« das Sagen hätte haben müssen, ein bärtiger Methusalem. Am Ende gab es eine Doppelspitze.

Mitarbeiter der Wohnungsbaugesellschaft, der mein Elternhaus gehört, haben den Baumstumpf entfernen lassen und Rasen an die Stelle gesät. Sie haben geschwungene Wege über die Grünflächen gepflastert, die das Sechziger-Jahre-Mietshaus mit seinen sechs Wohneinheiten umgeben. Und sie haben eine Art Palisadenfort für die Mülltonnen errichtet. Die übermannshohen Holzpfähle sind mit Efeu und Wein begrünt. Früher warfen wir den Abfall in einen Eternit-Doppelmüllkasten direkt vor der Eingangstür, doch die komplexen Mülltrennungsvorschriften der Stadt Kiel haben inzwischen eine solche Vielzahl von verschiedenfarbigen Plastiktonnen nötig gemacht, dass es beinahe menschenfreundlich von der Wohnungsgesellschaft erscheint, diese dem Blick zu entziehen.

Meine Straße ist mir niemals richtig fremd geworden: Meine Eltern wohnen noch immer in derselben Wohnung, Hochparterre links, in die sie 1969 eingezogen sind, mit mir als zweijährigem Kleinkind auf dem Arm. 1972 wurde meine Schwester Jenny geboren.

In jenen Jahren herrschte Wohnungsnot, und meine Eltern waren erleichtert, endlich aus einem seelenlosen Hochhauskomplex am Stadtrand herausgekommen zu sein und fortan näher am Zentrum zu wohnen. Bis zur Kieler Innenstadt sind es von der Projensdorfer Straße drei Kilometer; etwa gleich weit entfernt in Richtung Nord-Ostsee-Kanal steht das Gymnasium, an dem meine Eltern zeitweise beide unterrichteten.

Da ich (was ich gern als Antiglobalisierungsgeste deute) nie aus meiner Heimatstadt fortgezogen bin, da ich mich mit meinen Eltern gut verstehe und da sie, wie so viele Großeltern in diesem Land, Hunderte von Malen meine Tochter gehütet und dadurch die Vereinbarkeit von Familie und Beruf gefördert haben, bin ich relativ oft an den Stätten meiner Kindheit. Selbst wenn ich essen gehe: Der beste Chinese der Stadt befindet sich nur wenige hundert Meter von meinem Elternhaus entfernt. Hinter dem Lokal entdeckte ich neulich ein inzwischen arg heruntergekommenes Mehrfamilienhaus wieder, in dem ich als Kind oft zu Besuch war. Ein Junge aus meiner Grundschulklasse lebte dort mit seiner Schauspieler-Mutter und diversen Kommunemitgliedern. Aus einer gemäßigt linken, einigermaßen unspießigen Familie kam ich ja selbst; dennoch waren mir das absichtsvolle Chaos und die zur Schau getragene Anti-Konsumismus-Haltung dort ein wenig unheimlich.

Der Mitschüler aus der Kommune war, soweit ich mich erinnern kann, der einzige Junge, mit dem ich zu tun hatte. Sonst gab es vor allem Mädchen: Marion und Christina von nebenan, deren Mutter gelegentlich als Tagesmutter für uns einsprang. Sabine und Kristin aus dem zweiten Stock – Kristin stets von einer besonderen Aura umgeben, seit eine Windhose sie auf dramatische Weise aus dem Küchenfenster gerissen haben soll. Dann war da Bärbel, die Tochter des Hausmeisters der

benachbarten Kaserne. Unter ihrer Anleitung stiegen wir voller Begeisterung auf Bundeswehr-Lastern herum. Der Zaun, der unseren Hof vom »militärischen Sicherheitsbereich« trennte, war leicht zu überwinden. Im Nachbarhaus wohnten Monika, mit der ich zum Reitunterricht ging, und Kerstin, für deren Vater wir »Willy wählen!«-Buttons verteilten. Meine beste Freundin Britta von schräg gegenüber, bei der ich sowohl Tischfeuerwerke als auch Laugenbrezeln kennen lernte, wurde leider von meiner Seite gerissen und nach Schleswig verpflanzt, weil ihr Vater als Richter ans Oberlandesgericht wechselte.

Von den komplexen Verabredungskalendern heutiger Kinder war noch keine Rede: Wir aßen nach der Schule zu Hause Mittag, machten im günstigen Fall sofort unsere Hausaufgaben und klingelten dann die Freundinnen durch: Kann Christina rauskommen? Ist Andrea da? Irgendwann abends wurden alle wieder hereinggerufen, von den Fenstern aus: »Abendbrot!«

Wir zogen 1969 ein. Es gab viel Grün – und Optimismus

Üblicherweise scheinen die Orte der Kindheit geschrumpft zu sein, wenn man sie als Erwachsener wieder sieht. Ich machte, als ich jetzt meine Straße wieder aufsuchte, die gegenteilige Erfahrung: wie viel Platz! Rasenflächen, Gebüsche zum Höhlenbauen und ganz in der Nähe sogar ein Bach und ein Teich. Ich dachte immer, ich hätte eine städtische Kindheit gehabt, aber jetzt würde ich sagen: halb ländlich. Die letzten verkniffenen »Rasen nicht betreten!«-Schilder, die es in den Siebzigern noch gegeben haben mag, sind Anti-Hunde-Schildern gewichen. Man findet Bänke, saubere Sandkisten, sogar Grillplätze. Nur Kinder sieht man nicht mehr viele. Hausbelegschaften sind gemeinsam gealtert, und Nachwuchs ist rar. Oder ist es der Trend zur Ganztagsbetreuung, der Kinder von der Straße fern hält? Ein weiterer Grund könnte Angst sein: Unsere Angst vor Psychopathen, unsere Kenntnis von Opfern wie Levke und Ulrike, die sich nur kurz aus dem Sichtfeld ihrer Eltern bewegt hatten und das nicht überlebten.

Waren unsere Eltern im Vergleich zu uns heute zu sorglos? Es gab auch früher Gefahren: Leicht hätten wir beim Spielen auf dem Bundeswehr-Gelände verunglücken können. In der letzten Kriegeruine der Straße, einer zerbombten Villa, stürzten immer wieder Deckenteile ein, außerdem gab es dort zwielichtige Gelegenheitsbewohner. Es gab auch betrunkene Fußballfans, denen man besser nicht in die Quere kam, wenn sie grölend zum Stadion zogen. Auch war der Verkehr nicht, wie heute, auf Tempo 30 gedrosselt.

Ich glaube trotzdem nicht, dass meine Eltern leichtsinnig waren. Es herrschte einfach eine andere Stimmung in der Gesellschaft, naiver vielleicht, optimistischer sicherlich. Die lustvolle Atom- und Ökoangst kam erst später, in den Achtzigern. Man verließ sich darauf, dass die Kinder vernünftig sein würden – und man durfte darauf hoffen, dass andere Erwachsene uns Kindern im Notfall beistünden. Der Inhaber des A&O-Ladens an der Ecke kannte alle seine Brausepulverkunden mit Namen, und beim Schuhmacher konnte in der Werkstatt warten, wer seinen Schlüssel vergessen hatte. »Schlüsselkinder« gab es viele; der Staat dachte noch nicht an Milliardenprogramme für Schulkantinen und Nachmittagsbetreuung.

Die Zeit war geprägt von einer Aufwärtsdynamik, was sich noch nicht in der Eleganz der Wohnungen ausdrückte, sondern in den Plänen der jungen Familien, die hier einzogen; die Väter meist Polizisten, Lehrer, Richter und Verwaltungsbeamte. Im hässlichsten Gebäude der Straße, einem zwölfstöckigen Hochhaus, quartierte die Universität bevorzugt wissenschaftliche Assistenten und ausländische Stipendiaten ein. Die besten Freunde meiner Eltern lebten dort, ein Pathologe und eine Lateinlehrerin mit ihren zwei Kindern – zwei weitere bekamen sie nach ihrem Umzug ins netteste Villenviertel der Stadt. Die Partys im »Hochhaus« waren legendär, auch ich habe dort später als Studentin gefeiert. Die Mieter trafen sich zum Kochen, asiatische und arabische Aromen zogen durch die Flure, und fast immer fand sich jemand auf dem Gang, mit dem man abends eine Flasche Wein teilen konnte. Eigentlich halte ich das Hochhaus in meiner Straße für eine der ideologischen Bausünden der sechziger Jahre. Doch sein guter Zustand im Hier und Jetzt – graffitifrei, gepflegt – zeigt, dass ein Massenquartier funktionieren kann, wenn die Bewohner ähnliche Maßstäbe und eine erfreuliche Perspektive für ihr Leben haben.

Dabei will ich die Projensdorfer Straße nicht idealisieren. Sie konnte ungeheuer grau sein an einem Novembertag, wenn das Tageslicht sich um vier Uhr nachmittags verkroch, langweilig und kleinstädtisch. An einem solchen depressiven Nachmittag lud meine Mutter einmal einfach so eine japanische Familie mit zwei kleinen Kindern in unsere Wohnung ein. Verloren und ziellos waren die vier zwischen den letzten fallenden Blättern umhergewandert. Er, der Vater, arbeitete am Institut für Milchforschung. Sie, die Mutter, fragte sich offenkundig, was ihre Familie in dieses trübe, nasse Land verschlagen hatte. Die Kinder trugen Kimonos, die mir sehr exotisch vorkamen, und als sie sich nicht gleich verbeugten, wurden sie ein wenig geknufft. Es wurde keine Freundschaft daraus, aber eine Art freundliche Bekanntschaft. Würde ich heute Fremde von der Straße zu mir nach Hause mitnehmen?

Einen weitergehenden Blick hinter die Fassaden meiner Straße tat ich als Studentin, und zwar als Volkszählerin 1987. Natürlich hätte ich eigentlich nicht in einem Bezirk eingesetzt werden dürfen, den ich so gut kannte, doch am Ende blieb es aus irgendeiner bürokratischen Unachtsamkeit dabei. Nun traf ich die Leute, die ich üblicherweise nicht auf der Straße sah. Einsame alte Menschen, die mir ihre ganze Lebensgeschichte erzählen wollten. Callgirls bei der Arbeit im privaten »Studio«, die sich nur ungern vom Statistischen Landesamt stören ließen. Hinterhof-Autonome, die ich nur als schattenhaftes Huschen wahrnahm, weil ihr ganzer Ehrgeiz darin bestand, vom »Zähler« nicht angetroffen zu werden.

Wo früher die Drogerie war, ist heute ein Erotikmarkt

Junge Akademiker, wie vor fast vierzig Jahren meine Eltern, würden heute wahrscheinlich nicht mehr mit Begeisterung in die Projensdorfer Straße ziehen. Der Geschmack hat sich ausdifferenziert, Altbauwohnungen sind in Kiel schwerer zu finden als anderswo. Neuerdings gibt es auch Tendenzen, den Rand der Kieler Förde für wassernahes Wohnen nutzbar zu machen – überschick. Viel mehr als früher zeigt heute die Adresse, ob man zu den Menschen mit guten Aussichten gehört. Das muss zulasten der vormals egalitären Wohngebiete gehen. Meine Straße zeigt zumindest an ihrem stadtwärtigen Ende gewisse Ausfransungserscheinungen: Vor dem Penny-Markt, in dem Milch nur wenig mehr kostet als vor zwanzig Jahren und in dem kein Wein mehr kostet als drei Euro, sitzen jetzt öfter als früher Menschen auf dem Boden und trinken Alkohol. Das alte Drogeriefachgeschäft hat ein Erotikmarkt ersetzt, der Zooladen ist einem »Spätkauf mit Lieferservice« gewichen. Seit Jahren behauptet sich der King-Grill. Seine Vorgänger, ein Steakhaus und ein Gourmet-Restaurant, hatten in dieser Lage nie wirklich eine Chance.

Vielleicht erlebt die Straße eine Renaissance, wenn die wenigen Mietshäuser aus der vorletzten Jahrhundertwendezeit aus ihrem Verfall gerissen und renoviert werden. Dann könnte die Gegend wieder an Attraktivität für eine universitätsorientierte Klientel gewinnen. An den kurzen Wegen hat sich ja nichts geändert. Letzte Woche habe ich ein Baugerüst gesehen.